

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Band: 106 (2010)
Heft: 1: Alltagsglück

Artikel: Freude an den schönen Dingen : ästhetische Erfahrung als Alltagsglück?
Autor: Maase, Kaspar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-118305>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Freude an den schönen Dingen

Ästhetische Erfahrung als Alltagsglück?

Kaspar Maase

Der Platz des Glücks in der Kulturtheorie ist ebenso prominent, wie sein Platz in der empirischen Forschung marginal ist. Dafür gibt es gute Gründe: Als Kategorie der Alltagsrede ist Glück einer jener Plastikbegriffe, die alles und nichts bezeichnen. Und die Idee objektiver Massstäbe fürs Glücklichsein liegt volkskundlichen Kulturwissenschaftlern glücklicherweise recht fern. Gute Gründe also, Abstand zu wahren – ob sie wirklich zwingend sind, bleibe an dieser Stelle zunächst dahingestellt.

Unfähig zum Glücklichsein?

In einem geradezu atemberaubenden Essay zur Geschichte des westlichen Menschenbildes hat Marshall Sahlins die These entwickelt, wir Abendländer hätten ein total verkorkstes Verhältnis zu allen Dimensionen der Bedürfniserfüllung, insbesondere der sinnlich-körperlichen: Befriedigung werde grundlegend gedacht als Balsam, als – stets ungenügendes – Linderungsmittel gegen Schmerz, Schwäche und Fehlbarkeit, die den Kern der *conditio humana* ausmachten. Kultur, so zitiert er den Psychoanalytiker Geza Roheim, sei im Westen «the sum total of efforts which we make to avoid being unhappy»¹. Kultur als Anstrengung, weniger unglücklich zu sein – na ja. Der Welterfolg von Paul Watzlawicks «Anleitung zum Unglücklichsein» immerhin scheint für Sahlins' Sicht zu sprechen.

Autoren, die das Thema aus einer eher psychologischen Perspektive – und damit offenbar näher an den Motiven von Alltagsmenschen – angehen, setzen den Akzent etwas anders. So charakterisiert A.N. Leontjew, einer der Begründer der kulturhistorischen Schule der sowjetischen Psychologie, es als «wirklich grosse Wahrheit», «dass der Mensch danach strebt, glücklich zu sein».² Und vielleicht paraphrasiert der belesene Gelehrte damit einen grossen Kollegen, der in seinem «Unbehagen in der Kultur» 1930 zu einem ähnlichen, wenngleich etwas weniger pathetisch vorgetragenen Befund gekommen war. Die Antwort auf die «anspruchslosere Frage», «was die Menschen selbst durch ihr Verhalten als Zweck und Absicht ihres Lebens erkennen lassen» – eine wunderschöne ethnographische Wendung! –, sei «kaum zu verfehlen; sie streben nach dem Glück, sie wollen glücklich werden und so bleiben.»³

Dann aber vollzieht Freud eine pragmatische Kehre und lässt seine Überlegungen in den von Sahlins vorgezeichneten Weg einmünden. Zwar sei es fraglos das «Programm des Lustprinzips», dem die Menschen folgten. Doch erweise es sich als überhaupt nicht durchführbar: «Alle Einrichtungen des Alls widerstreben

ihm; man möchte sagen: die Absicht, dass der Mensch ›glücklich‹ sei, ist im Plan der ›Schöpfung‹ nicht enthalten.»⁴ Deswegen pflegten die Menschen ihren Glücksanspruch deutlich zu senken und auf sein «negatives Ziel», die «Abwesenheit von Schmerz und Unlust», zu konzentrieren: «die Aufgabe der Leidvermeidung [drängt] die der Lustgewinnung in den Hintergrund».⁵

Alltagsästhetische Episoden

Freuds Feststellung ist zumindest so weit plausibel und in Übereinstimmung mit unseren Erfahrungen, dass man ihr hier nicht frontal widersprechen muss. Doch fehlt in seinem binären Modell erstaunlicherweise jene dritte Option, an die der Alltagsforscher sofort denkt, weil sie für die Lebensführung zumindest im deutschsprachigen Raum ein erstrangiges Ziel darstellt: das kleine, bescheidene Wohlbehagen, das sich etwa im warm umfangenden Gefühl der Gemütlichkeit⁶ erfüllt. Allerdings ist das Spektrum der kleinen Freuden, die Menschen sich im Alltag bereiten und die vermutlich jene Behältnisse positiver Energie wieder aufladen, die über die Durststrecken des Lebens hinweghelfen, weitaus vielfältiger. Man muss sich hier in jedem Fall auseinandersetzen mit Gerhard Schulzes Konzept der «alltagsästhetischen Episoden», verstanden als mögliches «Handeln von jedermann zu jeder Zeit.»⁷ Eines seiner Beispiele: Man sitzt vor einem reich gedeckten Frühstückstisch, hat die Wahl und greift zum Honig.⁸ In diesem Exempel stecken wirklich viele interessante Fragen; sie begründen in meinen Augen, wieso Alltagsglück ein durchaus relevantes kulturwissenschaftliches Forschungsfeld darstellt.

Bevor ich einige Aspekte der Frühstücksepisode entfalte, will ich die beiden Bezugspunkte offen legen, unter denen das geschieht; sie schliessen nämlich die Vernachlässigung wichtiger anderer Perspektiven ein. Mir geht es zum einen um die *ästhetische* Dimension jener Erfahrungen, die wir mit Alltagsglück assoziieren, und zum anderen um die Legitimität *autoethnographischer* Methoden bei ihrer Erfassung.

Was genau ist in unserem Beispiel die Erfahrung, die Alltagsglück empfinden lässt? Ist es der reine, «interesselose» Anblick des reich gedeckten Frühstückstischs (vergleichbar der Betrachtung eines Stillebens)? Ist es die Tatsache, überhaupt an ihm zu sitzen, während Vergleichbares der Mehrheit der Menschen in diesem Moment nicht vergönnt ist; geniessen wir also die gelungene Vermeidung von Unglück, von Armut und Elend? Geht es vielleicht um ein Realsymbol für erfreuliches Zusammensein mit anderen oder für glückliches Familienleben? Handelt es sich eventuell um das Sonntagsfrühstück, dessen Genuss gerade in der (nicht «alltäglichen») Differenz zur Zeitknappheit oder gar Hetze des Werktagmorgens gründet? Welche Rolle spielt der Honig konkret: Geht es um die mit der Auswahl verbundene Vorfreude, um den schmelzend süßen Geschmack der zäh-goldenen Substanz, um die im Honig (bzw. in den je aktivierten neuronalen

Netzen) vergegenständlichte Erinnerung an andere «glückliche» Frühstücksmorgen? Vermutlich je nach Situation von vielem etwas.

Die Erinnerung daran, dass wir vor der realen lebensweltlichen Komplexität menschlicher Erfahrungen und Bedeutungsgebungen dastehen wie der grobgliedrige Gulliver vor einem fragilen Uhrwerk der Liliputaner, sollte uns nicht daran hindern, einzelne vermutete Zusammenhänge herauszuarbeiten und ihnen nachzugehen. Beim Stichwort «ästhetische Erfahrung» werden wir vermutlich – so haben wir es zu Hause und in der Schule verinnerlicht – nicht gerade an Alltagssituationen denken, sondern an Orte, Zeiten und subjektive Fokussierungen, die wir eher am Gegenpol zum weitgehend routinisierten Fluss der üblichen Tätigkeiten positionieren. Schon die Tatsache aber, dass zu den Routinen inzwischen ein fast kontinuierlicher Medienkonsum gehört, der täglich mehrere Stunden Unterhaltungsmusik, Videospiele, erzählende Filme einschliesst, weist aber wohl doch darauf hin, dass Alltag und ästhetische Erfahrung⁹ zusammengehören.

Definitorisches

Als Denkanstoss nehme ich Überlegungen des pragmatistischen amerikanischen Philosophen John Dewey. Seine Studie «Art as Experience»¹⁰ entwickelt eine dezidierte Gegenposition zur traditionellen werkorientierten Ästhetik. Von Kunst kann man nach Deweys Auffassung nämlich erst sinnvoll sprechen, wo Menschen eine Erfahrung eigener Art machen – nicht im passiven Sinn, dass mit jemandem etwas geschieht, sondern im aktiven Sinn des Erfahrens als Tätigkeit, deren Produkt die Erfahrung ist. Ästhetische Erfahrung ist unter anderem dadurch bestimmt, dass sie aus dem Getriebe des Alltags herausragt und heraushebt; aber dennoch bleibt sie mit ihm verbunden, sie gehört keinem völlig anderen, getrennten Bereich des Handelns und Denkens an. Diese Sicht ist in Deweys Verständnis von Vergnügen oder Gefallen (*pleasure*) als keineswegs trivial begründet. Selbstverständlich gebe es auch ein Vergnügen am Erkennen und formalen Analysieren. Aber dies könne kein legitimes Kriterium für ästhetischen Genuss darstellen; denn vorrangiges Ziel menschlichen Strebens sei nun einmal sinnliche und emotionale Befriedigung, nicht Wahrheit.

Deweys Ansatz verlässt das Schwerefeld der Kunst nicht (wenn er dieses auch auf Phänomene der Populärkultur ausdehnt). Und er hat zweifellos eine vitalistische Färbung; mit der Betonung von Energie, Dynamik, Integration und kraftspendender Befriedigung zielt er auf eine Gestalt ästhetischer Erfahrung, die als daseinssteigernde Verdichtung und Erhöhung elementarer Lebenskräfte konzipiert ist. Dennoch öffnet er den Blick für die ästhetischen Glücksmomente im Alltag – vor allem dann, wenn wir uns mit der Vorstellung eines Kontinuums jener sinnlich-psychischen Fokussierung befreunden, die ästhetische Erfahrung voraussetzt und für die es vermutlich keine sinnvoll bestimmbare «untere Grenze» gibt.

Grundlegend geht es um jene Praktiken, die das griechische *aisthesis* bezeichnet: sinnliche Erkenntnis in der Einheit von sensueller Wahrnehmung und emotionaler Bewertung. Um als ästhetisch zu gelten, soll sinnliches Wahrnehmen im Alltag zwei notwendige Bedingungen erfüllen: Es löst beim Rezipienten eine Empfindung des Wohlgefallens aus; Gabor Paál¹¹ spricht von «ästhetischer Euphorie» als einem übergeordneten psychischen Zustand, der Gefühle, Affekte, Erlebnisse positiv markiert. Und dieser Empfindungseffekt der Wahrnehmung wird zweitens um seiner selbst willen gesucht und genossen. Auch da, wo das Schöne – wie oft im Alltag – nur Gegenstand «ästhetischer Mitwahrnehmung»¹² ist, wird es als Element komplexer Wahrnehmung gesondert empfunden und positiv markiert. Zum Beispiel: Man steigt ins Auto, um zur Arbeit zu fahren, und erfreut sich doch bewusst (wenngleich nicht gänzlich fokussiert) an den Linien der Karosserie oder an der lautlosen, unangestregten Geschmeidigkeit, mit der der Wagen beschleunigt.

Schönheitserfahrung analytisch von bestimmten Objekteigenschaften zu lösen und an den Wahrnehmungsmodus zu binden, scheint zwei Vorteile zu haben. Man privilegiert nicht bestimmte Gegenstände («Kunst»); und man versteht den Modus «ästhetische Erfahrung» nicht als exklusiv, sondern als einen, der im Alltag mit anderen Modi der Gegenstandsbeziehung verknüpft und vermischt auftritt und dessen Platz im Bewusstsein ständig zwischen Hauptrolle, Nebenrolle und Statistendasein wechselt. Zugleich ist die subjektive Selbstzweckhaftigkeit ästhetischer Wahrnehmung anschlussfähig für den klassischen Gedanken des «interesselosen Wohlgefallens».

Alltagsdinge

Ästhetische Erfahrungen, die man als Momente von Alltagsglück verstehen kann, sind aus dieser Perspektive an nahezu allen Gegenständen, Situationen, Tätigkeiten des gewöhnlichen Lebens zu machen. Einen herausragenden Platz nehmen dabei neben den für Alltagsnutzung konzipierten Massenkünsten Gebrauchsgegenstände ein (die neuere Forschung spricht mit guten, wenngleich manchmal in ihrer kritischen Zuspitzung überzogenen Gründen von Konsumgütern). Dafür ein gerade wegen seines «Alters» bemerkenswerter Beleg aus der Literatur. Doris, die Hauptfigur von Irmgard Keuns Roman «Das kunstseidene Mädchen» (1932), verfällt einem Mantel: «... so süß, weicher Pelz. So zart und grau und schüchtern, ich hätte das Fell küssen können, so eine Liebe hatte ich dazu. Es sah nach Trost aus und Allerheiligen und nach hoher Sicherheit wie im Himmel. Es war echt Feh. [...] Und der Pelz war für meine Haut wie ein Magnet, und sie liebte ihn ...»¹³ Wenn das Konsumismus, Warenfetischismus ist, dann handelt es sich dabei jedenfalls um eine entschieden ästhetische Beziehung.

Aus dem weiten Feld der Alltagsdinge hat die volksculturelle Kulturwissenschaft als ästhetisch relevant vor allem jene herausgegriffen, die man als Kunstgewerbe, Wandschmuck, Nippes oder auch Kitsch¹⁴ bezeichnet. Gegenstände also,

die zur Wohnungseinrichtung zählen und dort oft einen exponierten Platz einnehmen, und zwar nicht primär ihres Gebrauchswerts wegen, sondern wegen ihrer emotionalen und symbolischen Bedeutung. Die Forschung, falls sie derartigen Objekten überhaupt Aufmerksamkeit schenkt, tut sich allerdings schwer mit deren ästhetischer Dimension. So war die volkskundliche Wandschmuckforschung vor allem ideologiekritisch interessiert – an den Botschaften der Bilder¹⁵ und an den repräsentativen Funktionen, die die Befragten ihnen zumessen.¹⁶ Sie bewegte sich damit, das ist der zentrale Punkt, in dem semantischen Feld, in dem sich auch die Besitzer und Liebhaber der Stücke bewegen, wenn sie über die Bedeutung der Objekte Auskunft geben. Und das scheint keine spezifisch deutsche Neigung zu sein; auch im englischen Sprachraum fällt es Befragten leichter, sich über die erhofften *Wirkungen* bestimmter Objekte in der Wohnung *auf andere* zu äussern als über die eigenen Empfindungen bei der Wahrnehmung der schönen Dinge.¹⁷

Menschen, die sich nicht beruflich mit dem Reden über Ästhetik befassen, verfügen für die eigenen Schönheitserfahrungen meist nur über ein äusserst beschränktes semantisches Repertoire; sie haben keine elaborierte Sprache, in der sie entsprechende Alltagserfahrungen artikulieren könnten. Vielleicht gilt die Rede über die persönliche Beziehung zu einem Sofa oder einem Schmuckglas auch als deplaziert, als selber kitschig. Vermutlich handelt es sich zudem um einen Bereich emotionaler Erfahrung, auf den wir weniger zu achten gelernt haben als auf körperliche Befindlichkeiten oder Stimmungen, die möglicherweise das «Funktionieren» in Beruf und Familie beeinträchtigen. Wie auch immer: Von Probanden, die nicht professionell mit Fragen der Ästhetik befasst sind, ist hier wenig an substanziellen und individuellen Aussagen zu erwarten. Diese Feststellung, das ist wichtig, verallgemeinert zunächst einmal die bisherige empirische Erfahrung, sie formuliert keine soziale Gesetzmässigkeit.

Autoethnographisches

Einen Ausweg aus dem Dilemma, den ich hier vorschlagen möchte, bietet die Autoethnographie. Die gilt allerdings mit guten Gründen als ausgesprochen problematische Methode. Zwar fliesst in die Hermeneutik kulturwissenschaftlicher Alltagsforschung stets und notwendig ein introspektives Element ein; wie Menschen erleben, fühlen, Widersprüche bewältigen, mit Hoffnungen und Enttäuschungen umgehen usw., das können wir in Anderen nicht einmal ansatzweise verstehen, ohne auf die Erfahrungen mit uns selbst zurückzugreifen. Doch selbst in den Ethnowissenschaften, die so wenig dem Ideal einer sterilen Objektivität verpflichtet sind, wird die Notwendigkeit der kontrollierten Projektion von Selbstkenntnis zur Gewinnung von Fremdkennntnis selten offen, offensiv oder gar systematisch vertreten. Und auch wenn wir von diesem anscheinend peinlichen Erdenrest der Forschung einmal absehen, klingen die Bedenken gegen Autoethnographie als

Methode durchaus plausibel. Wie ein Forscher, der sich seit längerem analytisch mit ästhetischen Fragen befasst und mit hoher Wahrscheinlichkeit auch habituell eine überdurchschnittliche, der geisteswissenschaftlich-akademischen Sozialisation gemässe ästhetische Sensibilität praktiziert, sich über seine Glücksgefühle beim Betrachten einer kleinen Statuette auf dem Kaminsims oder auch über den euphorisierenden Schwung einer Autokarosserie äussert – welche Aufschlüsse über ästhetische Erfahrungen anderer kann das geben?

Das Argument gegen das Verallgemeinerungspotenzial einer systematischen, professionellen Dokumentation von Erfahrungen und Empfindungen des Forschers hat, wie ich es sehe, drei Dimensionen: eine zielt auf individuelle Einzigartigkeit, eine auf soziale Differenz, die dritte auf methodische Verzerrung. Vor dem Hintergrund des spezifischen Dilemmas, dass ästhetisches Alltagsglück nur sehr begrenzt durch Fremdbeobachtung zu fassen und ebenso begrenzt durch Befragung zu erheben ist, scheinen mir die genannten Einwände insgesamt nicht durchschlagend. Gewiss ist jede ästhetische Erfahrung einmalig, an die individuell-biographische Erfahrungsaufschichtung gebunden; doch geht es hier ja nicht um die *Inhalte* des Erlebens, sondern um ihre spezifische Strukturiertheit im Alltag. Dass solche Strukturiertheit sich entlang soziodemographischer Merkmale (Geschlecht, Alter, Bildung) und Habitusformen unterscheidet, steht ausser Frage; doch spricht nichts dafür, dass entsprechende Befunde, die für eine von der Forschung konstruierte soziale Gruppe gelten, nun nur für diese und nicht auch für andere Gruppen zutreffen. Es geht um Unterschiede *und* Übereinstimmungen, und über die kann man um so fundiertere Aussagen treffen, je mehr autoethnographisches Material vorliegt. Eine problematische Schieflage ist hier nicht zu vermeiden, da der Zugang zu Selbstbeobachtungen aus einfachen Bildungs- und Sozialschichten zweifellos systematisch erschwert ist; diese Einschränkung betrifft aber jede ethnographische Arbeit mit sprachlichen Quellen.

Schliesslich die Verzerrung der zu dokumentierenden Erfahrung durch die mit der autoethnographischen Aufgabenstellung erst geschaffene Aufmerksamkeit für alltagsästhetische Episoden. Der Einwand wiegt sicher am schwersten, betrifft er doch die Frage, ob es diese Variante des Alltagsglücks ausserhalb der künstlichen Selbstbeobachtungskonstellation überhaupt gibt. Darüber wird hoffentlich diskutiert werden. Argumente dafür, dass es sich nicht um ein Forschungskonstrukt handelt, kann die Retrospektion liefern: Erinnern wir uns an glückhafte alltagsästhetische Erfahrungen? Selbstverständlich ist auch Erinnerung gefärbt von der Konstellation, in der wir sie mobilisieren; doch das Ausmass der Verzerrung ist deutlich geringer als nach der Entscheidung, künftig eigene Erfahrungen zu protokollieren.

Genuss des Wiederbegegnens

Die Antworten auf die Frage nach ästhetischer Freude im Alltag fallen, so ist (unter Rückgriff auf persönliche Erfahrungen) zu vermuten, in zwei Kategorien. Relativ deutlich erinnern sich Menschen an Erfahrungen mit Kunst, meist aus dem Bereich der am meisten perzipierten Künste, der populären Massenkünste: Filme, Musiktitel, Videoclips, Comic Strips etc. Studien zum «Lese Glück»¹⁸ geben einen guten Einblick in den Charakter derartiger Erlebnisse und sind relativ leicht auf andere Medien übertragbar. Solche Erfahrungen können durchaus alltagseingebunden sein. Doch zählen sie zu dem von Dewey charakterisierten Typ ästhetischer Episoden, die in ihrer Geplantheit, Fokussierung, Intensität und Dauer deutlich aus den täglichen Routinen herausragen; man zieht sich bewusst zurück, um ungestört und voller Erwartung etwas zu lesen, Musik zu hören oder mit den richtigen Partnern gemeinsam einen Film anzuschauen.

Dass sich hier ästhetische Erfahrung als Alltagsglück für Normalmenschen abzeichnet, die nicht professionell Kunst rezipieren, scheint mir evident. Alltäglich meint hier: ohne besonderen Aufwand und mit ziemlich grosser Erfolgsaussicht in der gewohnten Umgebung zu erzeugen – ähnlich wie mit dem Griff zur Lieblingschokolade oder dem ersten Schluck des vertrauten Biers verlässlich Wohlgefühl entsteht. Komplizierter ist es mit der zweiten Kategorie ästhetischen Alltagsglücks, die nicht gerahmt und absichtlich gesucht wird, die sich vielmehr in der Begegnung mit «schönen Dingen» im Kontext routinierter Handlungsabläufe ergibt, aus der zitierten «ästhetischen Mitwahrnehmung» oder einer nur kurzen Fokussierung. Dazu abschliessend einige autoethnographisch fundierte Hypothesen und Beispiele.

Um zunächst auch hier das weite Spektrum von Fokussierung, Reflektiertheit und Intensität der Erfahrung anzudeuten: Man geht durch die Wohnung (um etwas zu erledigen oder beim Putzen) und der Blick fällt auf eines der Dinge, die (meist als Ergebnis einer früheren ästhetischen Wahl) dort ihren Platz haben: auf Blumen in der Vase oder die Vase selbst, ein Bild, den Teppich oder eine wegen ihrer Eleganz gekaufte Lampe. Aus ungeklärtem Grund – aber eben doch wiederkehrend – «bleibt der Blick hängen», fokussiert sich für kurze Zeit und nimmt konzentriert einige der Züge des Gegenstands wahr, die dem Betrachtenden als schön gelten. Vielleicht tritt man an die Vase heran und sucht den Duft der Blüte, vielleicht rückt man die Lampe kurz zurecht und stellt dabei einen haptischen Kontakt her – jedenfalls findet eine in sich selbst befriedigende, euphorisierende sinnliche Wahrnehmung statt, ehe man dann mit der unterbrochenen Handlung fortfährt. Ähnlich kann es gehen, wenn im Radio, das den Tag über läuft, ein vertrautes Stück erklingt, das schnell über bereits bestehende neuronale Verknüpfungen positive Emotionen auslöst; wir werden für eine kurze Zeit aufmerksam, stellen vielleicht den Apparat lauter, geniessen das gute Gefühl und kehren dann wieder zur Routine zurück.

Das sind, so die These, Erfahrungen des «Wohlgefallens» (Kant), die wir nicht suchen, sondern die «uns finden»¹⁹ – im Sinne eines Auslösereizes für das eigene

ästhetische Erleben; sie gehen auf vorausliegende «ästhetische Investitionen» und Beziehungen zurück und bleiben kaum in der Erinnerung. Und doch zählen sie ganz wesentlich zur kleinen Münze des Alltagsglücks. Und sie haben im Alltag mehr als in kanonisierten und Massenkünsten mit den «niederen Sinnen» zu tun, mit Haptik, Geschmack und Olfaktorik. Das kann die Freude am Messer sein, das gut in der Hand liegt und wie von selbst und mit absolutem Gehorsam Fleisch oder Gemüse schneidet; ab und zu tritt dieses euphorisierende Vergnügen in den Vordergrund gegenüber der Aufmerksamkeit, die wir der Aufgabe selbst widmen. Es kann ebenso beim Anprobieren eines Kleidungsstücks, das wir für eine besondere Gelegenheit wählen, die sinnliche Anmutung des weichen, leichten, «duftigen» Gewebes sein oder die Freude vor dem Spiegel, wenn etwas «gut aussieht».

An der «untersten Grenze» ästhetischer Alltagserfahrung kann man emotional positiv bewertete Wahrnehmungen ansiedeln, in denen die Bewusstseinschwelle allenfalls berührt wird (ich weiss, das sind problematische Metaphern für Prozesse, die Psychologen und Hirnforscher präziser beschreiben können), die aber «elementarästhetischen» Charakter tragen. Damit sind im engeren Sinne Lustempfindungen gemeint, die auf der vegetativen, also unwillkürlichen Wirkung sinnlicher Reize beruhen.²⁰ Auf Helligkeit und Sonne reagieren wir positiv, auf Grau und Dunkel eher negativ. Symmetrie erweckt unser Wohlgefallen, ebenso bestimmte Körperproportionen und Gesichtsausdrücke (Lachen, Kindchenschema) beim Menschen. Es gibt eine Bandbreite von Tonfrequenzen und Akkorden, die Mitteleuropäer als angenehm empfinden, und alle teilen die Lust am Süssen. Einige dieser affektiven Reiz-Reaktions-Muster sind evolutionär erworben und genetisch fixiert,²¹ andere kulturell produziert und in festen Gewohnheiten verankert.

Ästhetisch sind solche Wahrnehmungen, insofern wir sie als schön empfinden. Elementar sind sie, insofern sie einer Bedeutungsdimension weitgehend erman-geln. Betonte Symmetrie eines Gegenstandes oder der Geschmack einer Süßigkeit heben unsere Stimmung, ohne dass wir damit notwendig irgendeine Bedeutung verbinden. Die Beispiele, die dem Autoethnographen einfallen, haben allerdings eines gemeinsam: An der «unteren Schwelle» ästhetischen Alltagsglücks handelt es sich nie um Premieren, stets um Wiederbegegnungen mit Bekanntem, auf das wir in der von uns möblierten Alltagswelt stossen, weil es einmal aufgrund ästhe-tischer Kriterien (unter anderen) gewählt wurde. Man kommt in die Wohnung, die man – in einem längeren, intensiv reflektierten Entscheidungsprozess – auch wegen ihrer Helligkeit und der schönen Aussicht genommen hat, und wird ohne bewusste Perzeption positiv gestimmt durch die Nebenbeiwahrnehmung genau dieser sinnlichen Eindrücke – die bereits im Hirn verknüpft sind mit den Zentren, die euphorisierendes Wohlgefühl auslösen. Und am Wohlgefallen mag beteiligt sein, dass diese Wiederbegegnung unsere frühere Entscheidung (und damit uns selbst) bestätigt.

Dasselbe mag gelten, wenn wir «das gute Geschirr» und «die schönen Glä-ser» für einen besonderen Anlass arrangieren; die elementare Freude an Form, Farbe, Material, Haptik verbindet sich ununterscheidbar mit dem Wohlgefühl,

selbst gerade dieses Ensemble zusammengestellt zu haben. Selbstbestätigung ist gewiss im strengen Sinn kein ästhetischer Wert, aber in unserer Gesellschaft, die «guten Geschmack» zu einem zentralen Massstab sozialer Anerkennung gemacht hat, faktisch von ästhetischer Erfahrung nicht zu trennen; «reines, interesseloses Wohlgefallen» gibt es nur als (problematisches!) theoretisches Ideal.

Die weite Fassung von ästhetischer Erfahrung wie von Alltagsglück, die diesen Überlegungen zugrunde liegt, ist in mancher Hinsicht unbefriedigend. Was unterscheidet solches Alltagsglück von Behagen und Wohlbefinden, von der Stimulierung durch Alkohol oder von den Effekten einer sonstwie bewirkten Endorphinausschüttung (z. B. «runners high»)? Und ist es überhaupt sinnvoll, Euphorisierung durch Alltagsobjekte als ästhetisch zu qualifizieren?

Wohin auch immer die Debatte um's Alltagsglück noch führen mag – Ueli Gyr sei jede Menge davon gewünscht! Und vielleicht können wir zu seinem Siebzigsten, klüger geworden, die Diskussion fortsetzen.

Anmerkungen

- ¹ Marshall Sahlins: The Sadness of Sweetness. The Native Anthropology of Western Cosmology. In: Current Anthropology, 37. Jg. 1996, S. 395–415, hier S. 415.
- ² Alexej Nikolajewitsch Leontjew: Tätigkeit – Bewusstsein – Persönlichkeit. Köln 1988, S. 188.
- ³ Sigmund Freud: Das Unbehagen in der Kultur. In: Ders.: Studienausgabe. Bd. IX. Frankfurt/M. 1974, S. 197–270, hier S. 208. – Freud wiederum kannte vermutlich den angeblich häufig zitierten Satz des Aristoteles: «Alle Menschen wollen glücklich sein» (vgl. Alfred Bellebaum: Glücksangebote in der Alltagswelt. In: Ders. (Hg.): Glück und Zufriedenheit. Ein Symposium. Opladen 1992, S. 209–220, hier S. 211).
- ⁴ Freud, S. 209.
- ⁵ Ebd.
- ⁶ Vgl. Brigitta Schmidt-Lauber: Gemütlichkeit. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung. Frankfurt/New York 2003, insbes. die Ausführungen zu Gemütlichkeit als Stil.
- ⁷ Gerhard Schulze: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt/New York 1992, S. 99.
- ⁸ Ebd., S. 98.
- ⁹ Zur ästhetischen Erfahrung als Glückserfahrung vgl. Alfred Bellebaum/Ludwig Muth (Hg.): Leseglück. Eine vergessene Erfahrung? Opladen 1996.
- ¹⁰ John Dewey: Kunst als Erfahrung. Frankfurt/M. 1980 [EA 1934].
- ¹¹ Gabor Paál: Was ist schön? Ästhetik und Erkenntnis. Würzburg 2003, S. 31.
- ¹² Bernd Kleimann: Das ästhetische Weltverhältnis. Eine Untersuchung zu den grundlegenden Dimensionen des Ästhetischen. München 2002, S. 81.
- ¹³ Irmgard Keun: Das kunstseidene Mädchen. Düsseldorf 1979, S. 61 f.
- ¹⁴ Von den vielen einschlägigen Beiträgen Ueli Gyrs sei hier nur genannt: Kitschbilder? Bilderkitsch? Gedanken zur Bildsteuerung im Kitsch. In: Helge Gerndt/Michaela Haibl (Hg.): Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkskundlichen Bildwissenschaft. Münster 2005, S. 357–365.
- ¹⁵ Vgl. Wolfgang Brückner: Die Bilderfabrik. Dokumentation zur Kunst- und Sozialgeschichte der industriellen Wandschmuckherstellung zwischen 1845 und 1973 am Beispiel eines Grossunternehmens. Frankfurt/M. 1973; Martin Scharfe et al.: Wandschmuckforschung am Tübinger Ludwig-Uhland-Institut. In: Zeitschrift für Volkskunde 66, 1979, S. 87–150; Andrea Holthusen: Was hing bei Arbeitern im Kaiserreich an der Wand? Ein Beitrag zur historischen Wandschmuckforschung. In: Tübinger Korrespondenzblatt, Nr. 33, 1988, S. 3–21.
- ¹⁶ Vgl. Heinz Schilling: Wandschmuck unterer Sozialschichten. Untersuchungen zu einem kulturalen Phänomen und seiner Vermittlung. Frankfurt/M. u. a. 1971; Ders.: Kleinbürger. Mentalität und Lebensstil. Frankfurt/New York 2003.

-
- ¹⁷ So etwa der Befund von Ian Woodward: *Domestic Objects and the Taste Epiphany. A Resource for Consumption Methodology*. In: *Journal of Material Culture* 6, 2001, 2, S. 115–136.
- ¹⁸ Vgl. Anm. 9, sowie Victor Nell: *Lost in a Book. The Psychology of Reading for Pleasure*. New Haven 1988, und Susanne Kramer: *Lesen im Alltag. Persönliche Mitteilungen über Erlebnisse und Erfahrungen mit Literatur*. Diss. Univ. Hamburg 1996, insbes. S. 128–132.
- ¹⁹ Vgl. hierzu Martin Seel: *Ästhetik des Erscheinens*. München 2000, insbes. S. 43–69.
- ²⁰ Vgl. Paál [wie Anm. 11], S. 7, 26–30, 34–37. Die Unterscheidung geht zurück auf Wolfgang Iser: *Ästhetik/hik. Ethische Implikationen und Konsequenzen der Ästhetik*. In: Christoph Wulf/Dietmar Kamper/Hans Ulrich Gumbrecht (Hg.): *Ethik der Ästhetik*. Berlin 1994, S. 3–22.
- ²¹ Vgl. dazu mit vielen Beispielen Klaus Richter: *Die Herkunft des Schönen. Grundzüge der evolutionären Ästhetik*. Mainz 1999, sowie Karl Eibl/Katja Mellmann/Rüdiger Zymner (Hg.): *Im Rücken der Kulturen*. Paderborn 2007.